

Ludwig XIV. ist zweifellos der in Deutschland bekannteste Monarch der französischen Geschichte. Jeder kennt das Porträt des Königs von Hyacinthe Rigaud, das das entsprechende Kapitel über „Absolutismus“ in deutschen Schulbüchern schmückt. Dieser weiten Verbreitung einer traditionellen Gleichsetzung von Monarch und Regierungsform steht ein Mangel an deutschen Synthesen über Ludwig XIV. und über das „Jahrhundert Ludwigs XIV.“ (Voltaire) gegenüber. Während es in Frankreich geradezu als Pflicht erscheint, als Neuzeithistoriker einmal eine Biographie des Sonnenkönigs vorzulegen, gab es in deutscher Sprache über Jahrzehnte nur die kleine Synthese des Frankreichkenners Klaus Malettke.

Nun hat Martin Wrede sich nicht vom Berg der existierenden Biographien abschrecken lassen und eine gut lesbare, auf dem neuesten Stand der Forschung gründende Biographie des Sonnenkönigs vorgelegt. Der gewählte Untertitel – der „Kriegsherr aus Versailles“ – lässt vermuten, dass Wrede das Konzept des „roi de guerre“ (J. Cornette) als Leitmotiv seiner Biographie gewählt hat. Dies ist aber nicht so: Zwar füllt die Problematik der Kriege mehrere Kapitel der Biographie, doch betont Wrede einleitend, dass Ludwig XIV. „sich eben nicht auf den ‚Krieger‘ reduzieren [lässt]“ (S.8). Ihm geht es vielmehr darum, hinter den Eindruck des „Theaterkönigtums“ Ludwigs XIV. zu blicken und der Frage nach der „Realität von Ludwigs Herrschaft“ nachzugehen. Dies führt zur „klassischen“ Problematik der Biographie, der Einbettung und der Beziehung zwischen Individuum und Strukturen: „[Was] hat er selbst an all dem getan, das von 1661 bis 1715 Frankreich und Europa bewegte“ (S.7)? „Worin lag also tatsächlich seine ‚Größe‘“ (S.84)?

Diesen Fragen folgend ist die Biographie aufgebaut: Sie geht chronologisch und sachorientiert vor, indem die innere und äußere Entwicklung Frankreichs und Ludwigs Anteil an den Entwicklungen nachgezeichnet werden. Dies erfolgt den neuesten Erkenntnissen der Forschung folgend und alte Klischees – wie etwa Norbert Elias' Bild vom Hofe und vom „Absolutismus“ – unspektakulär dekonstruierend. Dabei wechseln sich Betrachtungen zu den Außenbeziehungen mit solchen zu inneren Entwicklungen Frankreichs ab. Ludwig XIV. ist für Wrede kein „roi-bureaucrate“, als den ihn John Rule einmal bezeichnet hat – Ludwig entschied nicht nach Aktenlage, sondern nach Gespräch, Beratung und Information durch und mit seinen Mi-

nistern (S.95), denen sich damit natürlich Spielraum für eine Beeinflussung des Königs eröffnete. Ein ganzes Kapitel ist den Gegenbildern und der zeitgenössischen europäischen Wahrnehmung des Königs gewidmet, in der der Sonnenkönig die Osmanen als „Erbfeind“ der Christenheit ablöste. Hier kann Wrede auf die eigenen Arbeiten zurückgreifen und ein dichtes Bild der europäischen öffentlichen Meinung entwerfen, die auf die nicht zuletzt durch die Ruhmsucht des Königs motivierte Außenpolitik reagierte.

Mag Ludwig in den ersten Regierungsjahrzehnten noch die Möglichkeit zur Beeinflussung von Entscheidungen und Konstellationen gehabt haben, am Ende, im Spanischen Erbfolgekrieg, so Wrede, war Ludwig XIV. „zunehmend abhängig geworden von Strukturen oder Konjunkturen, auf die er und auf die auch die französische Kriegsmacht nur noch bedingt Einfluss besaßen“ (S. 185). Vom „Großen König“, als der er sich hat feiern lassen, bleibt am Ende nicht mehr viel übrig. Gleichwohl hat das Theaterhafte seiner Regierung, seine Selbstinszenierung dafür gesorgt, dass die Schattenseiten seiner Regentschaft lange Zeit nicht wahrgenommen wurden. Insofern erscheint Ludwig XIV. als ein sehr moderner Staatsmann, der wusste, wie weit man mit gelungenen „public relations“ die eigenen Schwächen und Versäumnisse überdecken kann.

Wer einen Einstieg in das „Jahrhundert Ludwigs XIV.“ sucht, wird diesen in Wredes Biographie finden, wenngleich ein wenig bedauerlich ist, dass die eigentliche Person des Königs relativ blass bleibt. Wrede porträtiert den Monarchen als Persönlichkeit am Ende seiner Darstellung (S. 228–234) zwar knapp, greift aber insgesamt – abgesehen von Saint-Simon und Spanheim – nicht auf die reiche Überlieferung an zahlreichen Porträts und Charakterstudien zurück, die kritische und weniger kritische Zeitgenossen wie seine Kammerdiener (La Porte, Du Bois) oder Höflinge (Madame de Motteville, der Abbé de Choisy) hinterlassen haben. So bleibt ein wenig der Eindruck, dass Ludwig XIV. für den Leser ähnlich entfernt und unnahbar bleibt wie für die Zeitgenossen, die sich glücklich schätzen konnten, wenn er mit ihnen sprach.

Handwerk hat nicht nur in der heutigen Wirtschaft, sondern auch in der historischen Wissenschaft Konjunktur, sei es in Detailfragen oder im vergleichenden Maßstab. In diesem Fall ist das Interesse auf Bamberg, erst einmal und vorrangig auf die Stadt, aber zunehmend auch auf das fürstbischöfliche Territorium gerichtet, analysiert also ein spezielles Beispiel, das in der Zeitspanne der gewählten 150 Jahre seinen Charakter und seine räumliche Dimension merklich veränderte. Der Regenerationsphase des Handwerks nach dem Dreißigjährigen Krieg schloss sich eine ungeahnte und merkwürdig erscheinende Spätblüte des Zunftwesens an, dessen quantitative Aufgipfelung („eine regelrechte Flut von Handwerksordnungen“, S. 120) um 1700 durch die zunehmende Errichtung von Territorialzünften und kleinstädtisch-ländlichen Sammelzünften, die mehrere Handwerke umschlossen, mitbestimmt war. Auffällige Spezialisierungen oder wichtige Exportgewerbe traten in diesem großen Spektrum von Zünften nicht hervor. Die sorgfältige Auswertung der Bürgerbücher für die Residenzstadt und der Handwerksordnungen für beide Bereiche vermittelt klare Aussagen für den eher unauffälligen Entwicklungsprozess der gewerblichen Wirtschaft.

Den Schwerpunkt der Arbeit bildet der zweite Teil, der die „Meisterrechtsverleihungen“ und „Wettbewerbskonflikte“ erfasst und bewertet, und zwar für sechs ausgewählte Zünfte: Bäcker, Maurer und Steinhauer, Schuster, Seiler, Kupferschmiede sowie Glaser. Angesichts der Vielzahl von gut dokumentierten Konfliktfällen rückt die Frage nach dem Verhältnis der Zunftnormen zu der geübten Praxis in den Fokus, besonders gegenüber fremden Zunftbewerbern, Außenseitern oder „Pfuschern“. Letztlich seien Flexibilität und Kompromissbereitschaft unter dem Vorzeichen des „Gemeinwohl-Prinzips“ und fürstlicher „Gnadenerweise“, bei Berücksichtigung der „Umstände“, bestimmend gewesen. Es wurde „im Zusammenspiel aller Beteiligten [...] in jedem Einzelfall eine alltagstaugliche Lösung gefunden“ (S. 367). Dies mag gelegentlich überakzentuiert oder allzu euphemistisch formuliert sein, aber das Bemühen um Konfliktvermeidung in dieser eher um Harmonie bemühten Welt ist nicht von der Hand zu weisen.